

1

Familie und Familien – Schwierigkeiten mit einer selbstverständlichen Lebensform

„Wenn mich niemand darnach fragt, weiß ich es, wenn ich es aber einem, der mich fragt, erklären sollte, weiß ich es nicht.“ Kirchenvater Augustinus hat diese Bemerkung auf die Bestimmung von Zeit gemünzt. Er hätte sie ebenso mit Blick auf die Familie machen können. Denn: dass es Familie gibt und was sie auszeichnet, scheint den meisten völlig selbstverständlich. Manche denken zwar an die eigene Familie mit kritischen Vorbehalten und haben mehr den an Weihnachten fast vorprogrammierten Streit in Erinnerung, nicht wenige verbinden mit ihren Eltern und ihrer Familie traumatische Erinnerungen: Franz Kafka spricht in seinem berühmten *Brief an den Vater* von der Furcht vor diesem, die so groß ist, dass selbst der 36-Jährige es noch nicht wagt, den Brief abzusenden. Thomas Bernhard konnte an seine Familie nur mit dem Gefühl denken, völlig alleingelassen worden zu sein (allein der Gang

in die Schule schien ihm noch schlimmer, dem Weg zum Schafott gleich). Nicht frei von Traumata beschreibt Elias Canetti in *Macht und Masse* das für den familiären Zusammenhang so wichtige Essen als Machtsituation, in welcher – ganz ungewöhnlich – die Mutter zur dominanten Person wird. In der Literatur, allzumal in der dann gar nicht so schöngestigen, herrscht ein eher düsteres Bild der Eltern-Kindbeziehungen vor. Noch dunkler stimmt die Berichterstattung der Tagespresse; an einem beliebig gewählten Tag erscheinen dann auf nur einer Seite drei ausführliche Berichte über die dunkelsten Seiten menschlichen Lebens, die allesamt mit Familie verbunden sind: „Signal an Gesellschaft“. Winnenden: Gericht verurteilt Vater des Amokläufers“, „Acht Kinder mit der Stieftochter gezeugt? Rheinland-Pfälzer soll junge Frau missbraucht und zur Prostitution gezwungen haben“ und „Eigene Mutter mit Hammer erschlagen. Ex-Jura-Student muss für Mord an seinen Eltern in Haft“.

Doch die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen sieht ihre Familie als wichtigen und harmonischen Lebenszusammenhang. Vor allem junge Erwachsene haben überwiegend guten Kontakt zu ihren Eltern und wünschen sich regelmäßig, eine eigene Familie zu gründen. Die jüngste Shell-Studie sowie Erhebungen zur Situation von Studierenden halten eine stetig wachsende Neigung zur Ehe fest, die als Wunsch nach Sicherheit in einer unsicheren Welt interpretiert wird. Familiengründung liegt dann nahe. „Selbst wenn es heute vielleicht nicht mehr zuvorderst wichtig erscheint, ob es sich dabei um Konstruktionen des Living apart together, um Ein-Eltern- oder Zwei-Eltern- um Stiefeltern- oder Fortsetzungsfamilien handelt, ob Kinder von verheirateten oder unverheirateten Partner, vom leiblichen Vater oder vom aktuellen Lebensabschnittspartner der Mutter großgezogen werden, spielen Kinder innerhalb der Wertedimension jedenfalls eine ausgesprochen wichtige Rolle“ (Fritsche 2000, S. 104f.). Gegenüber einer in den öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten sowie unter Professionellen der Pädagogik verbreiteten Skepsis gegenüber Familie bekennen sich die meisten jungen Menschen zu einem überwiegend positiven Familienbild. Sie erinnern sich gerne an Unterstützung durch ihre Eltern, bei denen sie zuerst Rat holen und die sie ihrerseits kaum im Stich lassen würden. Auch wenn die Belletristik eine Vorstellung von *urban family* entwirft, in der weniger Verwandte und mehr Freunde die Lebenssituation bestimmen, also gegen Jane Austens *Pride and Prejudice* Fieldings *Bridget Jones* stellt, verbindet die Mehrheit mit Familie ziemlich klare und begrenzte Vorstellungen: Dass es um Bindungen, um Sicherheit, um Vertrauen und Verpflichtungen geht, welchen man sich nicht entziehen kann, die man aber selbst kaum preisgeben möchte. Obwohl die meisten wissen, dass Familien sich häufig auflösen, lässt sich ebenso wenig

übersehen, wie nach Trennung und Scheidung doch wieder Familien gegründet werden. Als eine andere, eine neue Familie, aber eben doch als Familie.

Was also macht Familie aus? Ein Mythos, dem man nicht vertrauen darf? Die Aura eines schwierigen Zusammenlebens? So recht weiß das niemand, doch geht es wohl um mehr als um eine bloße *Wohngemeinschaft* oder *Lebensgemeinschaft* von Eltern und Kindern mit mehr oder weniger kurzem Verfallsdatum. So haben viele in den letzten Jahrzehnten zwar schon das Totenglöckchen für die Familie geläutet; vom Ende der Familie war die Rede, vorsichtiger nahmen andere „Abschied von der Normalfamilie“ (Herlth/Brunner/Tyrell/Kriz 1994). Dennoch setzt sich in jüngerer Zeit eine irritierende Einsicht durch. Tilman Allert hat für sie das Wort von der „Familie als unverwüstliche Lebensform“ geprägt (Allert 1998). Zwar verliert Familie in der gesellschaftlichen Modernisierung „an Bedeutung für die Generationenbeziehungen“ (Leisering 1992, S. 43), doch der Krieg zwischen den Generationen fällt in den Familien aus. Allerts Einsicht in die Unverwüstlichkeit, mit der sich eine Lebensform erhält und bewährt, die von den Beteiligten als Familie bezeichnet, verstanden und einigermaßen ungeniert gelebt wird, findet in wachsendem Maße Zustimmung (jedoch weniger unter Vertretern der Sozialwissenschaften, wohl aber bei Historikern und Kennern der fiktionalen Literatur). Unverwüstlichkeit stellt sich allerdings als paradoxe Normalität dar, nämlich als Normalität, die wieder ganz eigenartig, ganz anders ist. „Familienmenschen“ reagieren entsprechend einsilbig: Wir sind halt eine Familie. Und mit Augustinus würden sie bemerken: Wir können nicht erklären, was wir da tun und wie wir Familie leben; aber uns selbst ist das schon klar.

Vermutlich lässt sich gar nicht mit Sicherheit bestimmen, was jeweils als Familie gelten kann und soll. Selbst der Gesetzgeber hadert mit entsprechenden Festlegungen und muss regelmäßig nachjustieren, um aufzunehmen, was und wie Gesellschaften und Kulturen in Sachen Familien denken. Man tut daher gut daran, erst einmal gelten zu lassen, was die Beteiligten für sich selbst als Familie, vor allem was sie als *ihre Familie* verstehen. Familie ist mithin ein sozialer Zusammenhang, der von den Beteiligten als solcher begriffen und ergriffen, gegenüber anderen Zusammenhängen als besonderer und eigener verteidigt wird. Familien bestehen dann, wenn die an einer Familie Beteiligten ihre Praxis als Familie gestalten und eine Vorstellung von Familie, von ihrer Familie haben; auf den ersten Blick wird man Familie und Haushalt verbinden, doch zählen oft andere Personen, Großeltern etwa, zur Familie, die einen eigenen Haushalt führen. Fehlt eine solche Selbstdeutung als Familie, mögen zwar verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, die jedoch nicht als Familie gelebt werden. Oder mehr noch: Familie ist offensichtlich das, was die Beteiligten als ihre Familie behaupten und in lebendiger Praxis

gestalten – oder in manchen Fällen vermeiden, weil sie im Wissen um ihre Familie mit dieser eben gerade nichts zu tun haben wollen. Zuweilen begegnen wir sogar Menschen, die Kinder haben, sich mit diesen aber nicht in einer Familie gebunden sehen, da sie Familie als Trauma erlebt haben.

Es gab immer schon, in der jüngeren Vergangenheit ebenso wie in früheren Jahrhunderten, eine Vielzahl von Formen, in welchen die Praxis der Familie gelebt wird. Nach dem zweiten Weltkrieg verbreiteten sich sogenannte Onkel-ehen. Waren Lebenspartner verschollen, entstanden neue Familien. Gewachsen ist heute die Toleranz gegenüber der Formenvielfalt von Familien. Neben dem Modell der klassischen Kernfamilie begegnen *verkleinerte* Formen des familialen Zusammenlebens, etwa solche mit allein erziehenden Eltern; meist handelt es sich um Kinder, die mit ihrer Mutter, seltener mit ihrem Vater in einem Haushalt zusammen leben. Zunehmend finden sich homosexuelle Paare, die mit ihren Kindern erfolgreich gelingende Familien leben. Neue Formen von Familie entstehen im Zusammenhang der Reproduktionsmedizin, wenn Leihmütter in Anspruch genommen werden oder auf anonyme Samengeber zurückgegriffen wird. Die Reproduktionsmedizin belegt das hohe Interesse an Familiengründung (und zudem, wie heute gegebene Lebensbedingungen aversiv wirken, wenn Umweltbelastungen die Zeugungsfähigkeit einschränken). Dann begegnen *erweiterte* Familien, entweder weil – eher traditionell – Großeltern oder andere Verwandte im Haushalt leben oder die erwachsenen Kinder Partner wählen, die ihrerseits Kinder aus einer früheren Beziehung mitbringen. Hinzu kommen – moderner – Folgefamilien, die nach Trennungen entstehen, Patchworkfamilien, bei welchen Partner mit Kindern eine neue Familie gründen und so völlig eigenartige Konstellationen schaffen: Das – so eine Pressemeldung zu den Absichten des amtierenden französischen Präsidenten – jüngste eigene Kind kommt dann nach dem ersten eigenen Enkel auf die Welt. Die Liste der Möglichkeiten lässt sich kaum abschließen, moderne Gesellschaften erlauben viele Beziehungen.

Autonomie der familialen Lebenspraxis und Bedeutung der Familiengeschichten

Diese Vielfalt verlangt, Familie als eine von den Akteuren selbst gestaltete soziale Wirklichkeit zu fassen. Insbesondere erweiterte oder Folgefamilien nach Trennung und Wiederverheiratung legen nahe, Blutsverwandtschaft als nur bedingt relevant zu werten, obwohl die biologische Herkunft starke Be-

deutung hat: Adoptiv- und Pflegekinder fragen regelmäßig nach ihren *wirklichen* Eltern, obwohl sie psychologische und soziale Eltern als die *eigentlichen* Eltern schätzen. Fachlich spricht man deshalb von der *Autonomie der familialen Lebensform* oder *Lebensführung* (vgl. Mount 1982). Damit ist nicht gemeint, dass Familie unabhängig von sozialen und kulturellen Bedingungen, völlig selbstbestimmt und frei gestaltet wird. Aber Familien regeln ihr Leben weitgehend selbst und ganz eigentümlich (wie sehr sie dabei Mustern folgen, die sie in einer Gesellschaft und einer Kultur vorfinden). Vor allem warnt der Begriff einer Autonomie der familiären Lebenspraxis vor pathologisierenden Urteilen. Juristen und Sozialarbeiter, Lehrer tendieren dazu, vor dem Hintergrund ihrer Herkunft aus der Mittelschicht sowie aufgrund ihres Arbeitsauftrages, professionell soziale und kulturelle Normen durchzusetzen. Sie blicken kritisch auf Lebensverhältnisse, die sie für risikobehaftet halten. Doch sie müssen im Blick auf die entscheidenden pädagogischen Funktionen des Familienlebens lernen, sogar Praktiken zu akzeptieren, die ihnen als seltsam oder gar als abweichend erscheinen. Fachlichkeit verlangt, sich davor zu hüten, den einen oder den anderen Entwurf familialen Lebens zu diskriminieren oder gar verbieten zu wollen. Sie müssen aufpassen, nicht bestimmte Formen familialen Lebens zu prämiieren, während sie andere diskreditieren.

Als Familie zu fassen, was die Beteiligten als Familie, als *ihre* Familie verstehen, verweist übrigens auf ein *erstes* und sogar zentrales *pädagogisches Element*. In diesem praktischen, oft gegenüber anderen betonten Selbstverständnis entsteht nämlich ein Gefühl der Zugehörigkeit, des „Wir“. Aus diesem „Wir“ erwachsen das Gefühl des Angenommenseins und einer Anerkennung, zugleich Verbindlichkeiten für die Kinder und Jugendlichen in einer Familie. Verbindlichkeiten, die protopädagogisch, als Erziehung vor aller Erziehung wirken, weil alle Beteiligten auf sie verweisen: Eltern sagen: *Wir machen das nicht*, Kinder folgen dem, verpflichten umgekehrt ihre Eltern ebenfalls auf Gemeinsamkeit. So entstehen in einem Medium praktischer Gemeinschaft Regeln, die heute zunehmend ausgesprochen und ins Bewusstsein gehoben werden müssen. Sie gelten nämlich nicht mehr selbstverständlich, weil andere, äußere, durch Medien vermittelte Einflüsse auf Familien stärkere Kraft gewinnen.

Dass Familie ist, was die Beteiligten als Familie verstehen, lässt ein *zweites pädagogisches Moment* erkennen. Sowohl das Bild von Familie wie das, was Familie für die Einzelne und den Einzelnen bedeutet, berichten diese in ihren *Familiengeschichten*. Diese stiften Zugehörigkeit und Identität. Erzählte Familiengeschichten stellen nicht nur einen Traditionszusammenhang über die zur Familie gehörenden Generationen her, markieren Verwandte, Zugehörige und Fremde. Sie legen fest, wer als zur Familie gehörend angesehen

wird. Denn meist ist mit den Personen eine ganz eigene Erzählung verbunden. Kinder sind dabei unbefangen und rechnen zu ihrer Familie nicht nur Haustiere, sondern Freunde ihrer Eltern und entfernte Verwandte, die gar nicht im gleichen Haushalt leben. Familiengeschichten erzeugen eine zeitliche Rahmung und Ordnung, die Kindern und Erwachsenen Orientierung geben. Obwohl nur erzählt, also fiktional, schaffen sie ein Milieu, eine Welt der Symbole und Zusammenhänge, die den Akteuren einen Platz in der Welt und eine sinnhafte Deutung ihrer Kultur sowie eine Grammatik des Verstehens und Handelns vermitteln. Im Medium der Familiengeschichten gewinnen die Beteiligten ihre – in jeder Hinsicht des Ausdrucks – Weltzuständigkeit, ihre *Kompetenz*. Dabei haben wir mit einer Mischung aus objektiver oder wenigstens objektivierter Erfahrung und subjektiver Erinnerung zu tun, die sich nicht nach harten Kriterien fassen lässt; für die Kinder scheint wichtig, wenn Großeltern oder Eltern einen Eindruck von Alltagswelten erzählen, den sie dann selbst in ihren Vorstellungen weiter entwickeln. Faktisch reproduzieren sich jedoch über Familienerzählungen kollektiv relevante Mentalitäten. So rufen erzählte Erinnerungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs selbst bei deutlich später geborenen Kindern Einstellungen und Haltungen hervor, welche für die Kriegsgeneration maßgebend waren.

Wenn die Beteiligten ihre Familie als *Familie* bezeichnen, greifen sie wie selbstverständlich auf Vorstellungen und Konzepte zurück, die ihnen vertraut sind und in die sie einsozialisiert wurden, weil sie sie im Zusammenhang sozialer und kultureller Kommunikation erfahren haben. Keineswegs erneuern sie jedoch blind die erlebten Muster familiärer Praxis, schon die Geschichten werden modifiziert, erst recht die mit ihnen sinnhaft verknüpften Praktiken. Manchmal leben die Familiengeschichten nur noch in ironisierter Form weiter. Jede Familie hat jedenfalls ihre Geschichten – und wenn Kinder gut und geborgen aufwachsen, werden sie diese Erzählungen aufnehmen und weiter erzählen, selbst wenn sie bei den erzählten Ereignissen gar nicht dabei waren. Sie wissen, wie es ihrer Oma und ihrem Opa im Krieg erging, obwohl sie die wirkliche Not nicht einmal ahnen. Das bedeutet allerdings, dass alle Arbeit mit Familien auf solche Erzählungen hören und diese anerkennen muss – umgekehrt wird sie aufmerken, wenn es solche Familiengeschichten und ein Familiengedächtnis *nicht* gibt. Dies weist auf fehlende Integration hin, indiziert zudem, dass Mechanismen der Tradition und der symbolischen Einbettung von Kindern nicht funktionieren und normativ tragen.

Familie und das Familienverständnis der Beteiligten sind – hochtrabend formuliert – *Narrative*, sie bestehen in den Erzählungen der Akteure von ihrer Familie, über diese und darüber, welche Bedeutung sie für sie hat.

Deshalb hat Familie einen ganz eigenen, nämlich symbolisch vermittelten Stellenwert gegenüber anderen Räumen und Orten der Sozialisation. Das relativiert Überlegungen, nach welchen moderne, plurale Gesellschaften eine „pluralistischen Sozialisation“ verlangen, die in der Familie nicht mehr als „Gesamtsozialisation zu steuern“ sei (Giesecke 1990, S. 224). In der Tat sehen Kinder die einst vorrangigen Lebenszusammenhänge lockerer, verpflichten sich stärker ihren weiteren Handlungsfeldern. Dennoch bleibt Familienzugehörigkeit durch Familiengeschichten gebunden, zumal diese über ihre fiktionale Qualität hinaus häufig einen realen Grund in der Tatsache des Familienbetriebs haben. Die Literatur über Familie ignoriert diese übrigen weitgehend, obwohl die Übernahme des elterlichen Betriebes für das Familienbild eine hohe Bedeutung hat.

Familiengeschichten klingen gelegentlich ein wenig irre: Familien rechnen nicht bloß ihre Haustiere, sondern das Familienauto zu ihrer Geschichte hinzu: *Damals, wie wir alle im Käfer über den Brenner gefahren sind*, erzählen sie den Enkeln von den ersten Familienurlaube. Vermutlich klingen archaische Muster der Organisation von Alltagskultur nach, wenn die Familienwelt so weit über die beteiligten Personen hinausreicht und Dinge umfasst, die eine symbolische Bedeutung haben. Diese Erzählungen stützen und stabilisieren jedoch den sozialisatorischen und erzieherischen Prozess – wie jene für den Außenstehenden bizarr anmutenden, an Altäre erinnernden Bilder von abwesenden oder gestorbenen Personen, die das Familiengedächtnis weiter tragen und eine normativ verbindliche Funktion für die Kinder haben. Abwesende Personen werden symbolisch vergegenwärtigt und bleiben als Instanz der Anrufung aktiv. Zugleich aber können solche Symbole und die mit ihnen verbundenen Regeln Entwicklungen blockieren und die Beteiligten an psychopathogene Zustände heranzuführen. Manche Familien können nichts wegwerfen und ersticken fast im Müll der Gegenstände und Vorstellungen – Kinder werden so nachhaltig chaotisiert. Überraschenderweise verlieren diese Familien ihre Orientierung, wenn von außen ein ordnender Eingriff erfolgt. Praktisch bedeutet dies jedenfalls: Familien müssen geradezu ethnographisch verstanden werden, man muss sie aufsuchen und besuchen wie einen fremden Stamm, sich auf ihre Erzählungen und die damit gebundenen Regeln ihrer Weltwahrnehmung einlassen, ehe man Veränderungen in Gang setzen kann.

Allerdings: Auch wenn man Familie als einen Zusammenhang verstehen will und muss, der durch die Akteure selbst geschaffen und durch Geschichten verbunden wird, auch wenn Familien davon abhängen, dass sie über eine Erzählung verfügen, ist es nicht ganz beliebig, was nun als Familie verstanden und begriffen wird – und zwar im Konkreten wie im Allgemeinen. *Konkret*

werden Familiengeschichten von den Beteiligten als ein Skript verstanden, das über Generationen getragen wird, wie Genogrammanalysen zeigen. *Abstrakt* und grundsätzlich bestehen Unterschiede zu anderen Lebensformen, die sich nicht einebnen lassen, allzumal in pädagogischer Hinsicht. So scheitert das Experiment der Kibbuzerziehung, das auf kollektive Erziehung setzt und den Kontakt zu den eigenen, leiblichen Eltern nur eingeschränkt erlaubt. Offensichtlich verfügt Familie über eine eigene Qualität, die vor dem historischen Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse und der so bedingten Veränderung familialen Lebens liegt: Schon die allerfrühesten Dokumente menschlicher Existenz weisen nämlich auf einen – vorsichtig formuliert – engen Zusammenhang zwischen großen und kleinen Personen hin. Es gibt die Konstanz einer anthropologischen Struktur. In dieser Struktur wirkt eine natürliche Dimension nach, weil Familie offensichtlich konstituiert wird, um biologische Wandlungsprozesse sozial einzubetten. Man könnte also sagen: Die *soziale* Struktur der Familie wurde evolutionär erfunden und verstetigt, um die Risiken zu mindern, welche mit den für Menschen typischen natürlichen und biologischen Veränderungen einhergehen. Familie bewältigt also die Problematik einer besonderen Schutz- und Unterstützungsbedürftigkeit bei jungen Lebewesen der Gattung Mensch sowie eine ähnliche Problemlage bei den älteren Mitgliedern der Gattung; sie ermöglicht als soziale Einrichtung das physische Überleben, so dass für sie das Wort von der „kulturellen Zwischenwelt“ zutrifft, wie sie zwischen Naturbedingungen und sozialem Leben eingebaut ist (Eibl 2009); möglicherweise geht sie eng mit der Sesshaftigkeit von Menschen einher (vgl. Reichholf 2010). Neurophysiologische Befunde zeigen zudem, wie die Mechanismen der Sorge in den vergleichsweise alten Regionen des Gehirns verankert sind, ergänzt durch die Spiegelneuronen, die dann einen evolutionären Vorteil bieten.

Wenngleich dies den Einwand provoziert, *familialistisch* zu argumentieren, also Familie als einen natürlich gegebenen Sachverhalt zu ideologisieren, muss man festhalten: Familie ist *kein* fundamental gesellschaftlicher Tatbestand, doch können die konkreten, wirklichen Praktiken familiären Lebens nicht jenseits von sozialen Bestimmungen erkannt werden; rechtliche Regelungen umgeben sie beispielsweise. Dennoch hilft die Einsicht in die in der Familie eingeschlossene biologische Dimension, Leistungen und Aufgaben von Familien zu verstehen und zu regeln. Dies führt zu einem paradoxen Befund: Familie vollzieht sich zwar in der Autonomie der familiären Lebenspraxis und zugleich als Realisierung eines Modells, das man geradezu dinghaft darstellen kann, als eine Natur, die doch Gesellschaft geworden ist – und in Wirklichkeit ein genuin pädagogischer Sachverhalt ist. Es gibt sozusagen eine Grundstruktur von Familie, eine – um es noch verrückter

zu formulieren – objektive Sachstruktur von Möglichkeiten, die mit einiger Verbindlichkeit auftritt und doch eine Vielzahl von Formen annehmen kann, weil sie von den Akteuren ganz unterschiedlich realisiert und erzählt wird, in Abhängigkeit von historisch entstandenen, gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen.

Die sozialisatorische Triade als Modell von Familie

Wer sich mit Familie befasst, greift häufig auf die Vorstellung vom *Familiensystem* zurück. Sie hebt den Zusammenhang aller objektiv beteiligten und subjektiv hinzugerechneten Mitglieder (und insofern Elemente) einer Familie hervor. *System* meint, wie sie so in einer Struktur verbunden sind, dass Geschehnisse und Handlungen sowohl jeden einzelnen wie das Gesamte berühren. Familie als System agiert dann in einem verfestigten Gefüge und in einem Rhythmus, aus dem keiner ausbrechen kann, der aber durch Einflussnahme von außen und durch Umstellung der Positionen von Beteiligten zueinander neu geordnet werden kann. Systemische Therapie nutzt dies. Um die pädagogischen Interaktionen und vor allem die sozialisatorischen Prozesse in der Familie zu verstehen, greift man jedoch besser auf das Arbeitsmodell der *sozialisatorischen Triade* zurück, wie sie Paarbeziehung und Filiationsbeziehung miteinander bilden: Die *Paarbeziehung* entsteht zwischen zwei erwachsenen Menschen. Als *Filiationsbeziehung* bezeichnet man das Eltern-Kind-Verhältnis, mithin Gemeinsamkeit und Differenz der unmittelbar aufeinander folgenden Generationen. Die Paarbeziehung konstituiert sich weitgehend frei, als ein erotisch geprägter Zusammenhang, der auf Zuneigung beruht. Historisch dominieren zwar Rationalitätsmuster, welche auf ökonomische Zusammenhänge, den Erhalt des (familiären) Betriebes abheben, in welchem der künftige Lebenspartner eine tragende Funktion erfüllt. Erst in der Moderne wirkt sich der Code der Liebe aus, stiften Affekte die Paarbeziehung. Doch bleibt letztlich ziemlich rätselhaft, was Menschen dazu bringt, eine auf Dauer angelegte Beziehung einzugehen, die zudem in ihrem Aufeinanderbezogensein und ihrer Intimität mittelbar wieder gesprengt wird; die in die Familie mündende Beziehung hat nämlich eine tragische Dimension, welche das Geschehen überschattet: Die Filiationsbeziehung entsteht in einem Akt, über den man moralphilosophisch streiten könnte. Wieviel Lust beteiligt war, die Kinder sind jedenfalls nicht gefragt worden, ob sie überhaupt gezeugt werden möchten. Immerhin rächen sie sich. Nach-

wuchs beschert ein bitteres Aus für die traute Zweisamkeit; Familie sprengt erst die Paarbeziehung, verlassen die Kinder ihre Familie, verstören sie ihren Herkunftszusammenhang. Zurück bleiben Eltern, im empty nest finden sie kaum mehr zur Innigkeit der Paarbeziehung.

Das Modell der sozialisatorischen Triade geht auf den Anthropologen Lévy-Strauss und den Soziologen Talcott Parsons zurück, der als Vertreter einer funktionalistischen Theorie der Familie gilt. Zudem spielen neben der Grundannahme des Inzesttabus Einsichten der Psychoanalyse eine wichtige Rolle, insbesondere das Verständnis des ödipalen Konflikts. Die Erklärungsstärke der sozialisatorischen Triade für Zusammenhang und Funktion der Familie, dann vor allem für das Aufwachsen von Kindern und deren Erziehung ergibt sich aus der damit gegebenen Nichtlinearität und Nichtkausalität der Beziehungen. Familie wird so als ein Spannungsfeld verständlich, das von Gemeinsamkeit ebenso bestimmt wird wie von regelmäßigen Ausschließungen: Schon die Eltern bilden eine länger bestehende Paarbeziehung, deren Integrität sie gegen das gleichsam eindringende Kind verteidigen müssen. Nach der Geburt eines Kindes etwa fühlen sich Väter aus dem Bündnis zwischen Mutter und Baby ausgeschlossen, später entstehen die komplizierten Geflechte, wie sie Freud als Ödipuskonflikt beschrieben hat. Umgekehrt nimmt das Kind sein Elternpaar als eine Allianz wahr, gegen die es sich behaupten muss. Spätestens in der Pubertät tendiert es im Konfliktfall dazu, seine Eltern gemeinsam in Haftung zu ziehen. *Ihr wollt beide nicht, dass ich das mache.* Tatsächlich aber sind die Verhältnisse noch etwas komplizierter. Denn in der Tat halten Eltern zusammen, ein zu großer Unterschied zwischen den von ihnen gewählten Formen des Umgangs mit den Kindern führt diese in massive Verwirrung, erlaubt ihnen später vor allem, Eltern gegeneinander auszuspielen. Im schlimmsten Fall etwa der Trennung entstehen enge Verbindungen zwischen den einzelnen Erwachsenen und einzelnen Kindern, die ihrerseits im Krieg der Eltern instrumentalisiert werden. Andererseits erlaubt gerade die Differenz zwischen den Eltern, dass diese gewissermaßen gemeinsam in ihrer Unterschiedlichkeit den für das gute Aufwachsen von Kindern mittleren Weg des Umgangs gehen. In der Mikrodynamik und Alltäglichkeit des Familienlebens balancieren sich dann Strenge und Milde, hinweisende Führung und nachgehendes Wachsenlassen aus, zugleich machen die Kinder die Erfahrung von einem Dissens, der doch nicht zum Bruch führt. Sie merken jedoch, wenn Konflikte zwischen den Eltern zu stark und insofern zur Bedrohung für die familiäre Lebenspraxis werden. Größer geworden, intervenieren sie: *hört auf zu streiten!*